

Arme Poeten am Computer? Über Digital Humanities und Musikwissenschaft

Die digitale Revolution verändert die komplette Gesellschaft und mit ihr auch die Geisteswissenschaften. Seit einiger Zeit spricht man von „Digital Humanities“, den „digitalen Geisteswissenschaften“. Im Juli fand in Lausanne die „DH2014“, die „Internationale Konferenz für Digital Humanities“, statt. Mit dabei waren auch die Musikwissenschaftlerin Stefanie Steiner-Grage und der Musikinformatiker Frank Zalkow, beide Mitarbeiter am Max Reger-Institut. Ein Gespräch über Chancen und Risiken der neuen digitalen Wissenschaftswelt.

Wann haben Sie zum ersten Mal den Begriff „Digital Humanities“ gehört?

Stefanie Steiner-Grage: Das ist etwa drei Jahre her. Damals dachte ich, was soll denn das sein? Ist das etwa, wenn der arme Poet aus dem Dachkämmerchen plötzlich seinen Laptop aufklappt?

Frank Zalkow: Bei mir ist das schon etwas länger her. Ich habe mich aber nicht gewundert. Für Informatiker ist das Wörtchen „digital“ ja nichts besonderes.

Was sind denn Digital Humanities?

FZ: Ich sehe da zwei große Bereiche: Zum einen bedeutet es, dass man konventionelle geisteswissenschaftliche Forschung betreibt und digitale Mittel nur dazu nutzt, um die Ergebnisse zu präsentieren. Das ist nichts Neues und wird mittelfristig der absolute Standard sein. Der zweite Bereich ist der spannendere, wenn nicht sogar revolutionäre: Dabei werden für die Forschung computergestützte Verfahren angewendet, Computerlinguistik oder Computerphilologie.

Das klingt abstrakt.

FZ: Ist aber ganz konkret. Archäologen zum Beispiel werten Satelliten-Aufnahmen aus, um alten Siedlungen auf die Spur zu kommen. Germanisten durchsuchen tausende von Märchen und Fabeln aus dem 19. Jahrhundert nach bestimmten Topoi. Oder man findet heraus, ob schon Johann Sebastian Bach den Tristanakkord benutzt hat. Das habe ich selbst gemacht.

Und, haben Sie den Akkord gefunden?

FZ: Ja, tatsächlich, in einem Choral, da ist er sogar ganz expressiv dargestellt. Ich selbst hätte ja im Leben nicht das gesamte Bach-Werk durchforsten können, der Computer aber schon.

SSG: Die digitalen Methoden und Möglichkeiten verändern die Forschung ganz stark: Neu ist zum Beispiel, dass die Vernetzung der Wissenschaftler sehr viel

leichter möglich ist, vor allem durch das social net. Aber auch die Fragestellungen an sich ändern sich, und das Digitale kann einen sogar auf Fragen bringen, auf die man selbst gar nicht gekommen wäre. Eine Germanistin hat auf der Tagung in Lausanne davon berichtet, dass sie durch die Analyse von Twitter-Einträgen darauf gekommen ist, dass die Literaturnobelpreisträgerin Alice Munroe in Indonesien eine große Fangemeinde hat.

Was bringt einem denn eine solche Information?

SSG: Für sich genommen nicht viel, aber daran können sich spannende Forschungsfragen anschließen.

Machen das die Wissenschaftler dann auch?

SSG: Das sollten sie. Aber es ist durchaus ein Risiko der Digital Humanities, dass man vergessen kann, dass statistische Auswertung noch nicht die geisteswissenschaftliche Arbeit ist. Die fängt dann nämlich erst an. Es ist Aufgabe des Wissenschaftlers, die richtigen Fragen an den Bestand zu stellen und die Ergebnisse zu interpretieren. Wenn man nur auszählen lässt, wie oft Shakespeare in seinen Dramen das Wörtchen „rose“ verwendet hat, ist nichts gewonnen.

Wie gut ist denn das Reger-Institut für eine solche Forschung aufgestellt?

SSG: Verglichen mit anderen musikwissenschaftlichen Instituten sehr gut. Wir waren 2008 die ersten, die mit einer digitalen Notenedition auf den Markt gekommen sind, und so befassen wir uns seit Jahren mit den digitalen Möglichkeiten. Allerdings sind längst noch nicht alle Werke von Reger digital verfügbar, weil es einfach noch kein Programm gibt, das derart komplexe Noten einscannen und maschinenlesbar machen kann. Bei Texten ist das natürlich möglich, aber die knapp 10.000 Briefe, die Reger geschrieben hat, sind dennoch nicht im Volltext verfügbar. Das übersteigt einfach unsere Mittel, wir kämen ja jahrelang zu nichts anderem als zum Scannen und Nachbearbeiten! Aber der Bedarf ist da, Forschungsfragen haben wir genug.

Was könnte man denn damit machen, wenn die Daten digital verfügbar wären?

FZ: Das ist der Traum jedes Musiktheoretikers! Zum Beispiel um werkübergreifende Selbstzitate zu suchen. Wenn Reger irgendein Thema aus einem ganz anderen Werk im Krebsgang in der Mittelstimme zitiert, dann kann man das leicht herausfinden. Und interaktiv so aufbereiten, dass damit eine größere Zielgruppe erreicht wird. Das könnte letztlich dem ganzen Fach Auftrieb geben, möglich wäre etwa eine Musikanalyse-App fürs Smartphone.

SSG: Auch die Musikpraxis würde profitieren. Man könnte zum Beispiel innerhalb von Sekunden jedes Lied in jede mögliche Tonart transponieren. Und richtig spannend würde es dann, wenn verschiedene Institute dieselben Datenbanken, z.B. Briefkataloge, bestücken würden. Dann würde man Komponisten in noch größeren Zusammenhängen sehen können, sie zum Beispiel viel einfacher mit Literaten, Malern oder Politikern in Verbindung bringen. Dazu wird es so schnell aber nicht kommen.

Warum nicht?

SSG: Weil die Manpower fehlt. Und weil sich viele Institute sehr schwer damit tun, ihre Bestände öffentlich zugänglich zu machen.

FZ: Das verstehe ich überhaupt nicht. Davon würden doch alle profitieren, Hobbymusiker, Profimusiker, Musikwissenschaftler

SSG: Aber die Institute sind auf Forschungsgelder angewiesen. Und wenn weltweit jeder mit den Beständen arbeiten kann, kann auch plötzlich jeder einen Forschungsantrag auf der Basis von fremden Beständen stellen.

FZ: Aber für die ganze Gesellschaft wäre es gut, wenn alles im Internet wäre. Die bezahlt doch auch die Forschung.

SSG: Das mag sein. Museen und Bibliotheken mit fester Finanzierung haben diese Probleme jedenfalls weniger. Die Albertina in Wien zum Beispiel will ihre kompletten Bestände digital zugänglich machen, sodass man tatsächlich am Rechner durch die Albertina laufen und sich die Bilder ansehen kann.

Bei den Digital Humanities müssen ja Geisteswissenschaftler mit Informatikern zusammenarbeiten. Haben die eine ähnliche Arbeitsweise?

FZ: Überhaupt nicht, die kommen oft nur schwer zusammen. Deshalb haben am Reger-Institut auch alle Informatiker einen geisteswissenschaftlichen Background, die kennen dann beide Seiten. Informatiker gehen grundsätzlich völlig anders an Projekte heran: Die möchten zu Beginn genau festlegen, was ein Programm oder ein System leisten soll. Und Geisteswissenschaftler haben genau damit große Probleme.

SSG: Stimmt. Es ist ja gerade ein Charakteristikum der Geisteswissenschaften, dass man am Anfang eben noch nicht weiß, was am Ende rauskommt. Man arbeitet viel mit Analogien, prüft etwas, verwirft es wieder, es formen sich neue Gedanken und so weiter. Der Prozess ist am Anfang nicht klar zu beschreiben.

Im Juli haben Sie die Konferenz in Lausanne besucht. Was hat sie dort beeindruckt?

SSG: Zunächst einmal der Andrang. Die Veranstalter hatten mit 300 Teilnehmern gerechnet, es kamen mehr als doppelt so viele. Da sieht man schon, wie aktuell dieses neue Fach ist und wie viel sich die Wissenschaft davon erhofft. Hauptsächlich waren aber Textwissenschaftler da, Musikleute nur wenige. Die Plätze für die Vorträge waren hart umkämpft. Ein Kollege aus Australien zum Beispiel hat ein System vorgestellt, mit dem man Audiodaten durchsuchen kann, ohne sie durchhören zu müssen. Der Computer zeigt einem dann an, an welcher Stelle der Aufnahme jemand spricht, wo Musik oder Umgebungsgeräusche zu hören sind.

FZ: Ich fand ein Programm faszinierend, mit dem man herausfinden kann, zu welchem Zeitpunkt eine Tonaufnahme getätigt worden ist. Dazu muss man wissen, dass das Netzbrummen Schwankungen unterliegt und sich diese in einer Aufnahme niederschlagen. In manchen Ländern gibt es Datenbanken, die diesen Anteil aufzeichnen und so kann man die Schwankungen der Aufnahme mit den Aufzeichnungen vergleichen. Dadurch konnte ein Telefonat von John F. Kennedy auf die Minute genau datiert werden.

SSG: Mir ist auf der Konferenz auch ganz klar geworden, dass man bei den Digital Humanities ständig am Ball bleiben muss. Die entwickeln sich einfach so rasant weiter. Was heute noch undenkbar scheint, ist nächsten Monat vielleicht schon möglich.

Stefanie Steiner-Grage ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Reger-Werkausgabe sowie Lehrbeauftragte am Institut für Musikwissenschaft und Musikinformatik der Hochschule für Musik Karlsruhe. Als konventionell ausgebildete Geisteswissenschaftlerin ist sie erst später zu den Digital Humanities gelangt und nutzt deren Methoden inzwischen – wo möglich und nötig – für ihre Forschung.

Frank Zalkow arbeitet für das Max-Reger-Institut sowie die Reger-Werkausgabe und ist sowohl Student als auch Lehrbeauftragter an der Hochschule für Musik Karlsruhe im Bereich Musikinformatik. Ihn interessieren vor allem Querverbindungen zwischen Musik(-wissenschaft) und Informatik.



Das Gespräch führte Moritz Chelius